

GÜTERSLOHER  
VERLAGSHAUS



**Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen**

Fatribus, sociis, amicis

Anselm Bilgri

# GOTTESENTRÜMPLUNG

Warum es nicht verrückt ist, heute religiös zu sein

Gütersloher Verlagshaus

## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Munken Premium Cream* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2011 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Covermotiv: © privat

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-579-06558-8

[www.gtvh.de](http://www.gtvh.de)

# Inhalt

Vorwort .....	7
1. Gott suchen .....	16
2. Gottes Wort in die Zeit .....	51
3. Jesus, der Christus .....	83
4. Wissenschaft und Glaube .....	111
5. Schuld und Erlösung .....	135
6. Ethik der Liebe .....	163
7. Gebet, Liturgie und Meditation .....	187
8. Streben nach Glück und Sinnsuche .....	207
9. Religion, Glaube und Kirche .....	234
Verwendete und weiterführende Literatur .....	255



## Vorwort

Die letzten sieben Jahre meiner Zeit als Prior von Kloster Andechs und damit meines Mönchslebens habe ich einen monatlichen Bibelabend angeboten, der dann von 50 bis 100 interessierten Menschen überwiegend aus der Umgebung des Klosters besucht wurde. Ich schreibe bewusst: »interessierte Menschen« – und nicht Gläubige bzw. Gemeindemitglieder oder Katholiken. Mir war gerade als Ordensgeistlicher klargeworden, dass ein Kloster von vielen Menschen aufgesucht wird, die man landläufig als Ungläubige bezeichnet, die aber besser als Zweifelnde oder noch besser als Suchende angesprochen werden sollten. Die Form meines Bibelabends unterschied sich auch von dem, was in den Pfarreien normalerweise unter diesem Titel geboten wird. Entweder sind es ausgedehnte Katechesen, also Religionsstunden, oder – noch schlimmer – langatmige Predigten oder die so beliebten Stunden des Bibelteilens, bei dem jeder Teilnehmer – im Stuhlkreis sitzend – seine eigenen Assoziationen zu bestimmten Texten der Bibel mitteilt. Das, was sich als die mir gemäße Form herausstellte (die auch von den Menschen, die regelmäßig kamen, angenommen wurde), war eher eine eineinhalbstündige Vorlesung in Exegese. Passend zur jeweiligen Kirchenjahreszeit befasste ich mich mit den vorgesehenen Bibeltexten, aber auch thematische Themen wurden behandelt wie der biblische Schöpfungsbericht oder die Wunder Jesu in den Evangelien. Wir lasen auch einzelne Psalmen, ganze Briefe des Apostels Paulus oder die Offenbarung des Johannes. Erwachsen war die Idee dazu aus den Lektorenkursen, die ich hielt und bei denen ich den Vorlesern im Gottesdienst immer von der Verpflichtung sprach, sich eingehend mit der Bibel zu beschäftigen. Wenn die Kirche das von ihren engagierten Laien erwartete, musste sie die Gelegenheit dazu aber auch – möglichst vor Ort – anbieten. Natürlich hatte ich vorher schon 25 Jahre lang Sonntag für Sonntag oft für zwei verschiedene Personenkreise – Kinder oder Krankenhauspatien-

ten – meine Predigten vorbereitet. Dazu benutzte ich nicht nur den griechischen Originaltext des Neuen Testaments, sondern auch die einschlägigen Kommentare zur Bibel, die in einer Klosterbibliothek vermutlich vollständiger zur Verfügung stehen als in einem Pfarrhaus. Dieses Handwerkszeug half mir auch bei der Vorbereitung der Bibelabende.

Ein zweites Motiv, solche Abende anzubieten, hatte mich schon vorher jahrelang umgetrieben. Und das war eigentlich das Entscheidende. Mich beschäftigte zunehmend die Frage: Warum gelingt es uns, den Kirchenfunktionären, also den Pfarrern, Religionslehrern, Pastoralreferenten, Mönchen und Nonnen nicht, die Botschaft des Christentums als das Evangelium zu verkünden. Evangelium ist ja ein ursprünglich griechisches Wort und heißt: Frohe Botschaft, oder wie sich eine neue Übersetzung der Bibel in heutigem Deutsch nennt: Gute Nachricht. Es handelt sich also um eine Mitteilung, oder um es in der heutigen Umgangssprache auszudrücken, um eine *message*, die die Menschen, die sie hören und vielleicht sogar annehmen, froh machen sollte. Warum jedoch tut sie das nur in den seltensten Fällen?

Gerade wenn man sich mit dem Neuen Testament beschäftigt, stellt sich einem die Frage, warum sich die Botschaft des Christentums in solch horrender Geschwindigkeit ausbreiten konnte, dass sich Paulus schon im Jahr 50 unserer Zeitrechnung einen Brief an die Christengemeinde in der Hauptstadt der damaligen Welt, in Rom, zu schreiben veranlasst sah? Was war an dieser jüdischen Sekte der *christianoï*, der Anhänger des Jesus aus Nazareth, den seine Jünger Christus, Messias, den erwarteten Retter, Heiland nannten? Dreihundert Jahre später war die Christenheit schon derart erstarkt – man nimmt an, dass etwa 20 % der Bevölkerung des römischen Reiches getauft waren –, dass Kaiser Konstantin den Entschluss fassen konnte, mit Hilfe dieser neuen Religion die Einheit seiner Regentschaft zu festigen. Eine ungeheure, für uns nicht mehr vorstellbare Anziehungskraft und Begeisterung muss von dieser Glaubensgemeinschaft ausgegangen sein, dass ihr trotz Anfeindungen und Verdächtigun-

gen, ja sogar Verfolgungen die Menschen in Strömen zuliefen. War es wirklich nur spätrömische Dekadenz, die die Völker des weltumspannenden Imperiums reif für die Botschaft Jesu werden ließ, die bei den Gelehrten der Griechen und Römer anfänglich nur Verachtung und Spott hervorrief? Worin bestand der Anwendernutzen für die Menschen der damaligen Zeit? Oder, wenn das ökonomisch geprägte Wort nicht gefällt, was machte die Lebensdienlichkeit dieser Lebenseinstellung aus? Sie muss den Menschen eine bessere Antwort auf das gegeben haben, was wir modern die Frage nach dem Sinn nennen. Auch uns Heutige treibt ja die Frage nach dem Sinn des Lebens um. Wozu sind wir auf der Welt? Wie ist sie entstanden? Wo geht die Reise des Universums, aber auch jedes einzelnen Individuums hin? Wie gestalten wir optimal das Zusammenleben der Menschen? Wie gelingt die Balance im Leben? Gibt es ein Jenseits? Was geschieht beim Sterben eines Menschen? Ist dann alles aus? Oder bleibt etwas für immer? Diese Fragen haben die Menschen der Antike bewegt, sie bewegen auch uns. Können wir das Begeisternde und Befriedigende, weil Befriedende und Befreiende des christlichen Glaubens wieder entdecken, oder müssen wir es erst vom Staub der Jahrhunderte und der Asche des erloschenen Feuers befreien, die sich in den vergangenen zweitausend Jahren wie versteinerte Lava auf das Vulkanfeuer der christlichen Botschaft gelegt haben? Wie kann diese Lehre, dieser neue Weg auch für uns und unsere Lebensgestaltung hilfreich sein?

Ein Drittes war es, was mich zur Beantwortung dieser Fragen bewegte. Ich hatte in München ein mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium besucht. Nicht weil ich dafür besonders begabt gewesen wäre – im Abitur waren die beiden Hauptfächer Mathe und Physik sogar meine schwächsten –, sondern allein deshalb, weil diese Oberrealschule, wie sie zu Beginn noch hieß, am nächsten bei unserer Wohnung gelegen war. Dort jedenfalls habe ich naturwissenschaftliches Denken kennen und schätzen gelernt. Es war das Normalste von der Welt. Alle meine Lehrer und wir Schüler dachten so. Selbstverständlich waren mir im

Geographieunterricht das Alter der Erde, im Physikunterricht die Entstehung des Universums vor Milliarden von Jahren, in Biologie die Vererbungslehre von Mendel und die Evolutionslehre von Darwin vermittelt worden. Mathematik, Physik und Chemie zeigten uns, dass alle Gesetzmäßigkeit in Zahlen und Formeln darstellbar war und nichts auf dieser Welt geschah, das diesen Gesetzen widersprach – bis neue Naturgesetze gefunden wurden, die die alten außer Kraft setzten. Parallel zur Schule entwickelte sich meine religiöse Sozialisation. Obwohl meine Eltern und Großeltern keine praktizierenden Katholiken waren, hatte ich, vermittelt durch eine fromme und kirchlich sehr konservative Großtante, Kirche und Frömmigkeit – heute würde ich wohl Spiritualität dazu sagen – als anziehend kennengelernt. Dies entwickelte sich bis zum Entschluss, Theologie zu studieren, Priester und schließlich Benediktinermönch zu werden. Damals war es für mich kein Problem, sozusagen in zwei Parallelwelten zu leben. Hier die selbstverständliche naturwissenschaftliche Prägung durch die Schule, das Wissen um die Gesetze der Schwerkraft und der Trägheit, die Einstein'sche Relativitätstheorie und Heisenbergs Unschärferelation, was mich alle technischen Entwicklungen nutzen ließ (vom Auto bis zum PC) – und dort die Welt der Religion mit dem Glauben an die Dreifaltigkeit, die Gotessohnschaft Jesu samt Jungfrauengeburt, seine im Neuen Testament geschilderten Wunder, Auferstehung und Himmelfahrt, die reale Gegenwart Christi im Brot der Eucharistie, Himmel und Hölle nach dem Tod. Auch die Gebote und Weisungen der Kirche für ein christliches Leben bereiteten mir weniger Schwierigkeiten als meinen Altersgenossen: der sonntägliche Kirchengang etwa oder die Hochschätzung einer solch altmodisch anmutenden Tugend wie der Keuschheit. So eigenartig es klingen mag: Erst lange nach meinem Studium und während meiner Zeit als Cellerar, d.h. als Wirtschaftsleiter des Klosters, ist mir die Kluft zwischen modernem Leben und kirchlichem Glauben immer bewusster geworden. Meine verschiedenen Aufgaben als Seelsorger – Jugendpfarrer in den Münchner Altstadtpfarreien, Bau-

ernpfarrer im Dorf Machtlfing bei Andechs und Wallfahrtsdirektor auf Bayerns Heiligem Berg – haben mich geerdet, was die tatsächlichen Probleme der Menschen waren. Damals ging mir schon die später gehörte Formulierung des ungemein anregenden Theologen Eugen Biser auf: Die Kirche beantwortet Fragen, die die Menschen gar nicht haben, und auf deren wirkliche Fragen gibt sie wenig hilfreiche Antworten. Neben der Seelsorge hat mir vor allem die Tätigkeit als Cellerar den Horizont des Denkens erweitert. Ich habe mich in etlichen Verbänden und Gremien der Wirtschaft engagiert und dabei viele ernsthaft denkende, verantwortlich agierende und christlich leben wollende Menschen getroffen, die gerade von einem Mönch, der mit beiden Beinen im Leben steht, angetan waren. Natürlich gab es auch andere, die von einem Mönch vor allem Zurückgezogenheit, Bescheidenheit und – ein oft missbrauchtes Wort – Demut erwarteten und mir deshalb kritisch gegenüberstanden. Damals habe ich erst die Weisheit der Benediktsregel richtig zu verstehen gelernt, die sich mir als ein zeitloses Organisations- und Führungshandbuch der europäischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte offenbarte.

Bei aller ökonomischen Verantwortung für mein Kloster wurde mir die Frage nach Gott immer wichtiger. Und ich erkannte, dass diese eigentlich unbeantwortbar war. All das, was ich im Theologiestudium gelernt hatte, wurde immer fragwürdiger und erwies sich als wenig hilfreich für mich persönlich und für die Menschen, mit denen ich zu tun hatte. Gleichzeitig bemerkte ich aber in der Gesellschaft, obwohl diese immer säkularisierter wurde, ein erneutes Interesse am Religiösen. Und sei es nur, weil zunehmend eine uns fremde Art von Religionsausübung öffentlich sichtbar wurde: der Islam. Mein eigener Vater, eigentlich religiös nicht sonderlich musikalisch, drängte in gelegentlichen Diskussionen darauf, die christlichen Werte doch wieder mehr hervorzuheben. Die Angst vor einer drohenden Übernahme unserer westlichen Welt durch fanatische Muslime ließ unsere kirchlich distanzierenden Christen spätestens seit dem 11. September 2001 aufhorchen. Die geplanten Bauten von Moscheen, die

endlich aus den Hinterhöfen heraus an repräsentative Plätze der Metropolen drängen, tun heute ein Übriges. Das Wiederentdecken der Werte unserer abendländischen »Leitkultur« führt aber eigenartigerweise nicht zu einer Zunahme der Kirchenmitgliedschaften. Im Gegenteil, die Austritte schrauben sich, angeheizt durch die jüngsten Missbrauchsfälle, in neue Höhen. Gleichzeitig ist zu beobachten, dass Meditationskurse, angeboten in Klöstern oder spirituellen Zentren, Zulauf haben wie nie zuvor. Der gestresste und durch seine berufliche Beanspruchung sich selbst entfremdete moderne Mensch sucht Hilfe bei den Institutionen, die er eigentlich ablehnt, den Kirchen. Wohl werden Klöster und Orden eher positiv gesehen, im Gegensatz zu den verfassten Großkirchen, aber sie gehören doch dazu. »Jesus ja, Kirche nein!«, so lautete ein Slogan der siebziger Jahre. Heute müsste man ihn wohl abwandeln: »Spiritualität ja, Kirche nein!« Spiritualität als neues, neutrales Synonym für Frömmigkeit und kirchliche Praxis ist der Verkaufsschlager, den aber die Kirchen selber eher skeptisch betrachten. Spiritualität wird vielfach in die Ecke der Esoterik gedrängt, genau dort findet man diese Literatur auch in den Buchhandelsgrößmärkten.

Häufig hört man gerade in kirchlichen Kreisen auch das abschätzigste Wort von der »Wellness-Religion«, die dort angeboten und zu Billigstpreisen verschleudert werde. Das Christentum könne man sich nicht selbst zusammenschneiden, es sei nur im Paket zu haben – von einer Kirche zusammengestellt und geschnürt. Meine Erfahrung ist eine andere. Schon seit Kloster-tagen habe ich Kurse für Manager angeboten: Besinnungstage, Exerzitien, Trainings, Workshops – oft mit dem ausdrücklichen Verweis auf die Benediktsregel, die ja nach Aussage eines Theologen so etwas wie ein fünftes Evangelium Christi nach Benedikt sei. Also durchaus harte Kost, was die Anforderung an eine werteorientierte Führungskultur betrifft. Die Menschen sind bereit, sich darauf einzulassen, ohne gleich an ein kirchliches Engagement oder einen Wiedereintritt zu denken. Unsere Werte werden als das angenommen, was sie meiner Meinung auch von

Gott, von Jesus her kommend sind: Angebote zum Führen eines sinnvollen, stimmigen, in sich ruhenden Lebens. Dagegen sind unsere Aussagen über Gott für die Menschen von heute weitgehend nicht mehr verständlich, zum Teil sind sie auch unübersetzbar geworden. Vielleicht auch weil wir sie zu sehr rational unterfüttert haben und ihren Geheimnischarakter damit verblasen ließen. Vielleicht auch weil sie einfach nicht mehr hilfreich, sondern eher hindernd sind. Religionen haben gegenüber Philosophien den großen Vorteil, dass sie auch Feiergemeinschaften sind. Sie können den Glauben verkünden, Lebenshilfe bieten und beides feiernd und erinnernd vergegenwärtigen. Aber auch hier wird vor lauter Ehrfurcht vor der Tradition ungeheuer viel Ballast mitgeschleppt, der vielfach nichtssagend geworden ist. Dieser Ballast steht wie eine ungeheure Ansammlung von Gerümpel zwischen dem Menschen und dem tiefen Geheimnis Gottes. Daher auch der Titel dieses Buches: Gottesentrümpelung. Es geht also darum, den Zugang zu Gott freizuschaukeln von den vielen großen und kleinen Hindernissen, die im Wege stehen. Bei der Diskussion um den Titel stand Pate eines meiner früheren Bücher: »Entrümple deinen Geist. Wie man zum Wesentlichen vordringt«. Und auch das aufwühlende Buch »Gottesvergiftung« des Psychoanalytikers Tilmann Moser. Darin berichtet er von seiner Kindheit in einem sehr religiösen Elternhaus und der angstmachenden Verkündigung eines strafenden und rächenden Gottes. Durch dieses ambivalente Gottesbild sei ihm seine Beziehung zu Gott vergiftet worden. So wie ihm ging und geht es vielen Menschen mit einer religiös geprägten Kindheit. Da man es nicht anders gelernt hat, legt man nicht bestimmte Gottesbilder ab, sondern schüttet das Kind mit dem Bade aus und verabschiedet sich gleich ganz vom »Herrgott«. Moser selbst hat später wieder einen Zugang zu Gott gefunden, die Anklage gegen jene, die ihn ihm vergällt hatten, bleibt. Mein Buch »Entrümpel deinen Geist« war durchaus der Anregung des evangelischen Pfarrers Tiki Küstenmacher verdankt, der mit seinem Bestseller »Simplify your life« Furore machte. Deshalb höre ich schon jene, die dem

vorliegenden Buch vorwerfen werden, es handle sich nur um eine Version davon: Simplify your religion oder noch pointierter: Simplify your God. Ich antworte darauf: Warum nicht den Versuch einmal wagen? Einer meiner inzwischen bereits verstorbenen Freunde aus Andechser Zeiten, der engagierte Katholik und Journalist Josef Otmar Zöller, ein Kenner spanischer Kultur und Geschichte und deshalb Verehrer des dort überall spürbaren maurischen Erbes, hat oft bei einem Bier am Stammtisch geseufzt: Warum ist unsere Religion im Vergleich zum Islam so kompliziert? Dort gebe es keine so schwierigen Glaubenssätze wie den von der Dreifaltigkeit Gottes. Er und ich waren beide katholisch sozialisiert und ich möchte diese Ausprägung des christlichen Glaubens nicht missen. Dafür steht schon die Verwurzelung in meiner bayerischen Heimat. Aber Rokoko und Zwiebeltürme, Brauchtum und Herkommen sind auf Dauer zu wenig, um einen Glauben in heutiger Zeit vor dem eigenen Intellekt rechtfertigen zu können. Es soll auch nicht nur um eine Apologie des Christentums gehen. Ich glaube, das hat es gar nicht nötig, verteidigt zu werden. Die christliche Religion muss sich nur ihrer Lebensdienlichkeit gerade in einer immer unübersichtlicher werdenden Zeit bewusst werden. Religion und Glauben bieten Haltepunkte, Bojen im Ozean des Lebens. Diese rücken durchaus gelegentlich Standpunkte zurecht, die man sich selber so leichtfertig verpasst. In diesem Sinn glaube ich, dass es nicht »ver-rückt« ist, sich zu-rechtrücken zu lassen. Die in diesem Buch dargelegten Gedanken wollen ein Anstoß sein, selber nachzudenken über Gott und die Welt. Was dabei herauskommt, mag nicht immer kirchenkonform sein. Aber es ist dann hoffentlich eine vor der eigenen Vernunft und dem eigenen Gefühl gerechtfertigte Beschäftigung mit dem Glauben. Viele Ideen in diesem Buch sind schon einmal von anderen vorgedacht und aufgeschrieben worden. Eine Auswahl davon ist in der Literaturliste zu finden. Besonders anregend waren für mich Epikur, Meister Eckhart, Nikolaus Cusanus, Paul Tillich, Eugen Biser und Gianni Vattimo. Wir alle verdanken denen ungeheuer viel, auf deren Schultern wir stehen.

An dieser Stelle noch eine kurze Erklärung der vorangestellten Widmung: *fratribus, sociis, amicis* (den Brüdern, Wegbegleitern und Freunden). Zuallererst denke ich an meine leiblichen Geschwister: meinen Bruder Herbert Gietl und meine Schwester Susanne Frankenberger samt ihren Erst- und Zweitfamilien; durch sie habe ich gelernt, wie demütig man als Alleinlebender sein muss angesichts von Gelingen und Scheitern heutigen Familienlebens. Dann an meine ehemaligen Brüder und Schwestern in den Klöstern, die mir gezeigt haben, wie die Regel des hl. Benedikt und damit Christentum heute praktisch gelebt werden kann. Ich bewundere ihr treues Durchtragen gerade angesichts des schwindenden Nachwuchses. Von meinen Wegbegleitern möchte ich meine Mitarbeiter in den verschiedenen Aufgaben, die ich wahrnehmen konnte, nennen. Sie haben mich mehr gelehrt, wie gutes Führen und Dienen geht, als ihnen selbst bewusst ist. Es seien nur zwei genannt: meine langjährige Sekretärin in Andechs, Therese Eisenschmied, und meine jetzige gute Seele, Beate Wagner. Bekannte hat man sehr viele, Freunde nur eine Handvoll. Das wäre mir aber zu wenig. Ich fühle mich von vielen guten Freunden begleitet und getragen. Ganz wenige haben sich nach meinem Klosteraustritt von mir abgewandt – auch das ein Kriterium für wahre Freundschaft. Seit unserem gemeinsamen Studium begleiten mich Pfarrer Franz X. Leibiger und Monsignore Rainer Boeck. Wir hatten eine Zeitlang unter dem oberbayerischen Klerus den spöttischen Spitznamen »Die Heilige Dreifaltigkeit«, was mich immer amüsiert, die anderen beiden manches Mal gestört hat: die sprichwörtliche *invidia clericorum* (Neid der Pfarrer) stand dafür wohl Pate. Nicht vergessen möchte ich meine Stammtischfreunde. Manches gute Gespräch, das dort geführt wurde, floss in dieses Buch mit ein. Zum Schluss ein Dank an Thomas Schmitz vom Gütersloher Verlagshaus für seine Initiative und seine Geduld.

München, Mariä Lichtmess, im Februar 2011

*Anselm Bilgri*

## 1. Gott suchen

Ein paar Jahre vor meinem Klosteraustritt bat ich meinen damaligen Abt Odilo um ein Gespräch. Seit geraumer Zeit hatte mich umgetrieben, worüber ich mit ihm sprechen wollte. Um es auf den Punkt zu bringen, traf ich eine nicht ganz klare und doch harte Aussage: »Ich glaube, dass ich meinen Glauben an Gott verloren habe.« Und weiter: »Wenn ich das konsequent durchdenke, muss ich eigentlich aus dem Kloster austreten.« Wie ist das möglich, dass man beinahe dreißig Jahre in einer behüteten Welt lebt, in der Gott die wichtigste Rolle im Leben spielen sollte, und dann plötzlich feststellt: Der Grund, warum ich mich für diese Lebensform entschieden habe, ist allmählich weggebrochen ... Wenn ich die damalige Situation analysiere, sind es drei Argumente, die mich bewegt haben:

- Mit dem Beginn des Theologiestudiums, aber verstärkt durch meine Beschäftigung mit Exegese, der Wissenschaft von der Bibelauslegung, und der Kirchengeschichte in der Zeit als Cellerar und Prior im Kloster Andechs war mir immer deutlicher geworden, dass all unser Reden von und über Gott ein geschichtlich gewachsenes Reden darstellt. Dieses hat sich im Lauf der Jahrhunderte immer verändert – je nach den Kenntnissen der Menschen. Auch das Reden von Gott in der Bibel ist nicht statisch. Die Bibel ist ja nicht nur ein Buch, sondern, wie der griechisch-lateinische Ausdruck *biblia* besagt, es handelt sich um eine Sammlung von Büchern, die ganz unterschiedliche Reden über Gott transportieren. Die Bibel ist im Laufe von ungefähr eintausend Jahren entstanden. Jede Generation des hebräischen Volkes hat ihre Erfahrungen und ihre Ansichten über Gott und die Welt eingetragen. Wir sehen das an der Entwicklung der Gottesbezeichnungen oder Attribute: vom Stammes- und Kriegsgott, den auch wir übrigens noch in der katholischen »Nationalhymne« dem Lied »Großer Gott,

wir loben dich« als Herr, Gott Zebaoth, also als den Herrn der Heerschaaren ansprechen, bis zu der unüberbietbaren Aussage des Ersten Johannesbriefes: Gott ist die Liebe. Vor einigen Jahren hat ein jüdischer Theologe ein beachtenswertes Buch geschrieben mit dem Titel »Gott. Eine Biographie«, in dem er die Entwicklung des Gottesbildes nur in dem Teil der Bibel, den wir Christen als Altes Testament bezeichnen, beschreibt. Mir war allmählich klar geworden, dass die große Sicherheit, wie ich mir Gott vorstellte, nicht mehr vorhanden war. Der große unwandelbare Gott stellte sich plötzlich als veränderbar und abhängig von der Fassungskraft der Menschen dar. War das dann noch Gott, der Allmächtige, Allgegenwärtige, Ewige? Und wenn er das nicht war, konnte er dann überhaupt Gott sein? Gab es Gott dann überhaupt?

- Ein zweiter Strang meiner Überlegungen war mein Interesse an den so genannten Naturwissenschaften. Von meiner Schulzeit an haben mich die wissenschaftliche Erklärung der Entstehung des Universums, die Entwicklung der unbelebten und belebten Natur genauso interessiert wie die Geschichten der Bibel, etwa der Schöpfungsbericht des ersten Buchs Mose. Schon früh war mir klar geworden, dass sich hier zwei Ansichtsweisen und Erklärungstraditionen zu widersprechen scheinen. Mit der Zeit und einer intensiven Lektüre merkte ich, dass es nicht nur mir so ging. Spätestens seit der Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert haben sich immer mehr Menschen diesem Widerspruch gestellt und sich damit auseinandergesetzt. Die historisch-kritische Exegese ist daraus hervorgegangen. All die vielen Ereignisse, die in der Bibel als wunderbare Eingriffe in den Ablauf der Natur und der Welt beschrieben werden, verloren durch die Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Exegese ihren Wundercharakter. All diese Wundergeschichten der Bibel konnten auf naturwissenschaftliche Weise erklärt werden, sei es aus dem Literaturvergleich mit der ägyptischen oder babylonischen Kultur, die ähnliche Geschichten überliefern (wie z.B. bei der

Sintflut und der Noah-Geschichte), oder bei Heilungswundern durch therapeutische oder autosuggestive Erklärungen. Das berühmte Zitat aus Goethes Faust »Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind«, das ich bisher nur in die Abteilung Apologetik meines Theologenwissens abgespeichert hatte, bekam für mich eine neue, existentielle Bedeutung. Das Wunder, als Aufhebung der Naturgesetze, gab es nicht. Ehrlicherweise musste ich auch eingestehen, dass ich ein derartiges Wunder auch noch nie selbst erlebt hatte. Ich kannte es nur aus Berichten von anderen. Wenn also Gott nicht wunderbar eingreift in seine Schöpfung, braucht die Welt ihn dann überhaupt? Ein Gott, der, wie es schon bei dem griechischen Philosophen Epikur heißt, »nicht handelt, in keine Geschäfte verwickelt ist, keine Werke in Bewegung setzt«, sondern sich nur »an seiner Weisheit und Tugend freut und die Gewissheit hat, dass er immer größte und ewige Lust genießen wird«, ein solcher Gott ist nutzlos als Ziel- und Orientierungspunkt meines Lebens.

- Als einen dritten Beweggrund machte ich Folgendes aus: In meiner Teenagerzeit hatte ich durch eine fromme Tante Zugang zu entschiedenem Glaubensleben gefunden. Ich erinnere mich gut an einen bestimmten Moment, in dem ich mir selbst zwei Fragen stellte: Glaubst du, dass Gott existiert? Glaubst du, dass Jesus sein Sohn ist? Mir stellte sich bei positiver Beantwortung nichts anderes als Konsequenz daraus dar, als mein Leben diesem Gott zu weihen, das hieß konkret katholischer Priester zu werden. Mit all den Dingen, die damit verbunden sind: Verfügbarkeit für die Kirche, Verzicht auf Selbstbestimmung, religiös geprägte Lebensführung und Zölibat, also Verzicht auf sexuelle Partnerschaft. Als begeisterungsfähiger Jugendlicher fiel es mir auch gar nicht so übermäßig schwer, diesen Enthusiasmus einer Lebensentscheidung durchzutragen durch zwei Jahre Priesterseminar, Klostereintritt, Theologiestudium, Feierliche Profess, Priesterweihe, Seelsorgstätigkeit nacheinander als Kaplan, Dorf-

pfarrer und Wallfahrtsdirektor, Verwaltungsarbeit als Cellerar und schließlich Oberenaufgaben als Prior. Katholische Geistliche und Ordensleute leben – auch wenn sie mit Menschen zu tun haben oder sogar für sie da sein sollen – in einer geschlossenen Welt. Bei einem Pfarrer ist es das Pfarrhaus, aber noch viel mehr das geistige und atmosphärische Biotop von binnenkirchlicher Denke, Pflichterfüllung und Umgang mit kirchennahen Menschen. Ordensleute sollen in irgendeiner Art von Klausur leben, die eigentlich eine spirituelle Atmosphäre ermöglichen soll, aber oft zu Enge und Ghetto-Mentalität führt. Man sieht die Welt draußen nur noch durch die Kirchenbrille und innerkirchliche Themen werden zum Dreh- und Angelpunkt des Denkens und Redens. Die Abgrenzung zu den Menschen »draußen«, die Pflege der eigenen, besonderen Berufung gewinnen gern die Oberhand gegenüber dem Bewusstsein, »für die Menschen bestellt zu sein«, aber auch zu sich selbst und der eigenen Bestimmung im Leben, jenseits aller kirchlichen Vorgaben, zu finden. Schon als Jugendseelsorger, dann als Pfarrer in einem traditionellen kleinen Bauerndorf in der Nähe des Klosters, aber erst recht als Cellerar und Prior und mit den vielen Kontakten, die ich in die Gesellschaft hinein hatte, wurde mir die Diskrepanz zwischen der Lebenswirklichkeit der meisten Menschen und unserer kleinen heilen Welt, die wir oft krampfhaft aufrechterhalten wollten, immer mehr bewusst. Gerade die Rituale, die den Alltag eines Benediktinerklosters rhythmisieren, unterstreichen diese Kluft noch einmal besonders. Bis dahin waren sie mir teuer und wertvoll gewesen. Wegen des viermaligen gemeinsamen Gebets, des Choralgesangs, der feierlichen Gottesdienste, der liturgisch gestalteten Mahlzeiten, nicht zuletzt des herkömmlichen Ordenskleides bin ich u.a. Mönch geworden. Inzwischen wurde mir ihre Bedeutung immer weniger wichtig, ich empfand sie nicht mehr als Hilfen zur Lebensgestaltung, sondern eher als Hemmnisse, mit dem normalen Leben der Menschen in Berührung zu kommen. Die allmäh-

lich aufkeimende Erkenntnis, dass Gott das alles gar nicht von mir verlangt, sondern dass ich es war, der sich zu einem solchen Leben entschlossen hat, ließ mich auch an der »ewigen«, sprich lebenslangen Verbindlichkeit meiner Gelübde ganz erheblich zweifeln. Die gewonnene Erkenntnis, dass Gott, wenn es ihn denn gab, ein bedingungslos liebender ist, hat mir dann auch die letzte Angst genommen, einen derart schweren Schritt wie die Revision eines Lebensentwurfs zu vollziehen.

Mit diesen Gedanken im Hinterkopf redete ich also mit meinem Abt. Er hatte natürlich Antworten parat, von denen eine mich überraschte und die andere hilfreich war für meine weitere Glaubensgeschichte. Überrascht hat mich die Antwort auf den Gedanken an einen Klosteraustritt. Abt Odilo wollte mich wohl bei meiner Eitelkeit packen, als er sagte, ich sei als Andechser Prior eine bekannte Persönlichkeit. Nach einem Austritt würde ich wahrscheinlich nur ein paar Monate noch für die Medien interessant sein und in die Bedeutungslosigkeit versinken. Deshalb solle ich mir einen solchen Schritt gut überlegen. (In diesem Punkt hat er sich getäuscht, wie ich nach sieben Jahren feststellen kann.) Geholfen hat mir sein Hinweis auf die Benediktsregel. Dort heißt es im 58. Kapitel über die Aufnahme von Brüdern: Bei einem Novizen »achte man genau darauf, ob er wirklich Gott sucht«. Von daher kommt die Kurzdefinition des Mönchtums als lebenslange »Gottsuche«. Dies gilt wohl nicht nur für Ordensleute, sondern für alle gläubigen Menschen. Man ist ein Leben lang auf der Suche nach Gott. Schon »per definitionem« kann man ihn erst nach diesem Leben »finden«. Dies hat etwas ungeheuer Dynamisches an sich: Ich kann mich nie zurücklehnen und sagen: Jetzt habe ich Gott gefunden. Ich bleibe immer, um es mit den Worten des Apostels Paulus zu umschreiben, »ausgestreckt nach dem, was vor mir liegt. Das Ziel vor Augen, jage ich nach dem Siegespreis: der himmlischen Berufung ...« (Phil 3,13) Mein Abt wollte mir mit seinem Hinweis verdeutlichen, dass das, was ich als Verlust des Glaubens an Gott empfinde, nichts anderes ist

als ein erneutes Suchen nach ihm. Im ersten Moment konnte ich damit nicht viel anfangen, es war mir zu bekannt und klang so verklärt und abgedroschen, eben beruhigend mit der erkennbaren Absicht, mich zu ermuntern, nicht gleich die Flinte ins Korn zu werfen. Im Nachhinein bin ich dafür dankbar. Es hat mich tatsächlich dazu gebracht, weiter darüber nachzusinnen, was denn gemeint sein könnte, wenn wir von Gott reden und welche Bedeutung er für unser Leben hat oder wieder neu haben könnte.

## Die Gottesfrage

Wie also kann man heute an Gott glauben? Unsere erforschte und vermessene Welt hat sich immer stärker ausgedehnt. Die Bereiche, von denen noch vor vierhundert, fünfhundert Jahren die Menschen gar nicht wussten, dass sie existierten, etwa in der Atomphysik oder der Astrophysik, und die Räume, die für vier, fünf Generationen vor uns noch unerreichbar schienen, das Weltall oder die virtuelle Welt des world wide web, sind technisch erreichbar oder manipulierbar geworden. Damit hat sich auch der Zuständigkeitsbereich Gottes, haben sich die unerkannten und unentdeckten Zonen der naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten immer weiter zurückgezogen. Gott war sozusagen die Erklärung alles Unerklärlichen. So wie die Götter der Antike ihre Zuständigkeitsbereiche für nicht erklärbares Naturphänomene wie das Wetter, Blitz und Donner, das Feuer, aber auch Seelenzustände wie die Liebe und den Zorn hatten. Ihr Erbe hatte der eine und einzige Gott der Philosophen und des Volkes Israel angetreten. Aber wissen wir, ob sein Wirkungsbereich dadurch wirklich kleiner geworden ist? Dehnt sich sein Bereich, das Reich des Geistes denn nicht ins Unendliche aus, so dass er nie ganz ausgeschritten werden kann?

Aber damit sind wir schon mitten in der Diskussion. Es gilt, ein bisschen systematischer an die Gottesfrage heranzugehen. Als ich während meines Diakonates in der Vorbereitungszeit zur Priesterweihe vom Heimatpfarrer meiner Eltern die praktische

Einweisung in die Seelsorgsarbeit erhielt, wurden der Pfarrer und ich gelegentlich zum damaligen Bayerischen Kultusminister Hans Maier eingeladen, der ein engagiertes Gemeindemitglied war und auch immer wieder beim Gottesdienst aushilfsweise an der Orgel saß und die Lieder begleitete. Natürlich drehten sich die Gespräche während des Essens um Gott und die Welt, Theologie und Kirche. Maier war damals auch Vorsitzender des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken. Gerade angesichts der vielen kleinen und großen Probleme des kirchlichen Alltags sagte er sinngemäß einen Satz, der mir seither unvergesslich geblieben und darüber hinaus zu einer Triebfeder meines theologischen Denkens und Nachsinnens geworden ist: »Die Theologie muss sich zuallererst um eine zeitgemäße Beantwortung der Gottesfrage bemühen, das ist ihre drängendste Aufgabe in Gegenwart und Zukunft.« Etwas eigenartig, bedeutet doch das Wort Theologie wörtlich übersetzt: Rede von Gott, also scheint sie doch keinen anderen Zweck zu haben, als eben die Gottesfrage zu bedenken und zu erforschen. Wenn ich Hans Maier richtig verstanden habe, meinte er, die theologische Wissenschaft und Praxis solle sich besonders mit den Anfragen unserer Zeitgenossen an die Existenz Gottes und die Art und Weise, wie wir ihn beschreiben, mit seinen Attributen, auseinandersetzen, eher mit den Unsicherheiten als mit den vermeintlichen Sicherheiten des kirchlichen Betriebes.

Seit einigen Jahren ist das Phänomen eines neuen Atheismus festzustellen. Es verbindet sich vor allem mit dem Namen des englischen Biologen Richard Dawkins. Er war in den achtziger Jahren bekannt geworden durch bahnbrechende populärwissenschaftliche Bücher über die Evolutionstheorie. Wohl vor allem als Gegenposition zum so genannten Kreationismus, der eine zielgerichtete Entwicklung des Universums annimmt, die durch einen »intelligenten Designer« – ein anderer Name für Gott – geleitet wird, wurde Dawkins zu einem der entschiedensten Verfechter des Atheismus. Sein Buch »Der Gotteswahn« von 2006, in dem er eine militante Gegnerschaft zu allem Religiösen, Übernatürlichen und Mystischen vertritt, ist zum weltweiten

Bestseller geworden. Für unbedarfte Leser mag es sensationell sein, was Dawkins da zusammenträgt und mit leidenschaftlicher Parteilichkeit vertritt. Für jemanden, der sich mit dem Phänomen des Gottglaubens und des Atheismus näher beschäftigt, ist das hoch gelobte Buch enttäuschend, zumal der Verfasser auf seinem ureigenen Gebiet, der Naturwissenschaft, zweifelsohne große Verdienste aufzuweisen hat. Dawkins vertritt kein einziges Argument, das nur annähernd neu und überraschend wäre. Seitdem die Menschen über Religion und Gott nachdenken, also seit dem Beginn der kulturellen Entwicklung der Menschheit, erhob sich auch die Frage: Gibt es überhaupt ein Jenseits, eine Wirklichkeit jenseits unserer materiell erfahrbaren Welt? Wenn ja, ist diese Welt von Göttern und Geistern bevölkert? Wie ist deren Wesen? Wie wirken sie? Wie ist ihre Beziehung zur diesseitigen Welt und besonders zum Menschen? Wenn es diese Welt nicht gibt, was ist dann die Bestimmung des Menschen? Was bedeutet dann das Leben des Menschen und dessen Ende? Welchen Sinn hat es dann, dass es Leben gibt? Warum gibt es dann überhaupt etwas und nicht nichts?

## Gottesbilder

Diese letzte Frage wird als Beginn des Nachdenkens über Gott und die Welt überhaupt angesehen. Ein solches Nachdenken, Staunen und Fragen, das sich nicht mit den Antworten religiöser Erzählungen, Mythen und Sagen begnügt, nennt die Tradition Philosophie, und der Denker, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, ist ein Philosoph. Dieser griechische Fachausdruck heißt wörtlich übersetzt: Freund der Weisheit. Ein solcher Mensch staunt über die Welt, das Rätsel ihrer Existenz und unser Vermögen, darüber nachzusinnen; er tut dies mit der Voraussetzung, »*etsi deus non daretur*«, als ob es Gott nicht geben würde. Schon die ersten Philosophen der griechischen Antike, von denen wir schriftliche Kunde haben, äußerten Zweifel darüber, ob die Götter überhaupt existierten bzw. ob sie in der Form existier-



Anselm Bilgri

### **Gottesentrümpfung**

Warum es nicht verrückt ist, heute religiös zu sein

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, ca. 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-579-06558-8

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: Mai 2011

Von der Kunst religiöser Lebensführung – Das Lebensbuch für moderne Menschen

- Von der wahren Lebenskraft des Christentums
- Warum eine 2.000 Jahre alte Religion hochmodern ist
- Das neue Buch von Bestsellerautor Anselm Bilgri, ehemaliger Prior des Klosters Andechs

Die Religiosität der Menschen ist ungebrochen, ihre Kirchlichkeit hingegen nimmt rapide ab. Warum? Oder anders gefragt: Worin besteht denn der »Anwendungsnutzen«, die Lebensdienlichkeit des Christentums?

Anselm Bilgri, auch nach seinem Ordensaustritt Christ mit Leib und Seele und »Gratwanderer zwischen Kirche und Welt«, macht in diesem Buch die Mythen und Lehren, den Kult und die Ethik des Christentums für den modernen Menschen unserer säkularen Gesellschaft im Sinne einer »rettenden Übersetzung« (Jürgen Habermas) erfahrbar – mit Sinn stiftenden Vorschlägen, wie die traditionellen Glaubensaussagen interpretiert und vereinfacht werden können.



[Der Titel im Katalog](#)